

Isolde Karle

Pfarrer bzw. Pfarrerin zu sein ist in vieler Hinsicht herausfordernd. Schon Martin Luther hat das klar erkannt. Er wusste, wie beschwerlich und mühsam das geistliche Amt ist und hat deshalb betont, dass nur derjenige den Pfarrberuf wählen sollte, der viel Lust und Liebe zum Amt mitbringt. Denn nur auf dem Hintergrund von Lust und Liebe zum Amt sind die schweren Anfechtungen, die die Verkündigung des Wortes Gottes mit sich bringt, überhaupt auszuhalten und zu ertragen. Auf jeden Fall sollte keiner sich zum Amt berufen fühlen, der es nur um des Gewinns willen anstrebt – er würde nicht nur andere, sondern auch sich selbst enttäuschen.

Die Herausforderungen des Pfarrberufs sind in der modernen Gesellschaft äußerst vielfältig. Sie bestehen nicht nur in der anspruchsvollen Aufgabe, das Wort Gottes unter modernen Bedingungen verständlich zu machen und andere Menschen im Horizont des Evangeliums seelsorgerlich und erzieherisch zu begleiten. Sie besteht auch in der äußerst komplexen Aufgabe der Gemeindeleitung und in den oft mühsamen Schreibtischaufgaben der Geschäftsführung. Die Herausforderung, Pfarrer bzw. Pfarrerin zu sein, besteht für viele Pfarrerrinnen und Pfarrer nicht zuletzt darin, Beruf und Privatleben konstruktiv miteinander zu verbinden. Gerade auf diesem Feld kommt es in Zeiten der Individualisierung immer wieder zu Kollisionen und Konflikten. So haben sowohl die Familie als auch die Gemeinde hohe Erwartungen an das Zeitbudget und Engagement des Pfarrers und der Pfarrerin. Vor allem Pfarrerrinnen, an die von Seiten der Familie in der Regel noch höhere Erwartungen gestellt werden, tun sich oft schwer mit der mangelnden Trennschärfe von beruflichen und familiären Verpflichtungen, von Öffentlichkeit und Privatheit im Pfarrberuf.

Die Aufgaben des pastoralen Berufs sind an sich schon Herausforderung genug. Erschwerend kommt hinzu, dass sich der Pfarrberuf nicht mehr von selbst zu verstehen scheint. Sinn und Notwendigkeit des Pfarrberufs werden infragegestellt und dies, so gewinnt man

zuweilen den Eindruck, vor allem innerhalb der Kirche und der theologischen Wissenschaft selbst. So wird seit Ende der sechziger Jahre immer wieder über die sogenannte Pastorenkirche und die Pfarrerdominanz geklagt. Nicht wenige Theologinnen und Theologen scheinen daran zu zweifeln, dass unsere Gesellschaft und Kirche in ähnlicher Weise auf Pfarrerrinnen und Pfarrer angewiesen ist wie das Gesundheitssystem auf Ärzte, das Bildungssystem auf Lehrerinnen und das Rechtssystem auf Richterinnen und Anwälte. Manche meinen sogar, dass die Professionalität von Pfarrerrinnen und Pfarrern der Lehre vom Allgemeinen Priestertum widerspreche und gewissermaßen ein Selbstmissverständnis der evangelischen Kirche darstelle. In Zeiten finanzieller Sparmaßnahmen denken neuerdings auch die Kirchenleitungen gern und laut darüber nach, wie durch die Einsparung von Pfarrstellen das Ehrenamt in der evangelischen Kirche gefördert werden könnte. Ein notwendiger Wandel im Gemeindepfarramt wird propagiert und halbe Pfarrstellen werden zum Zukunftsmodell einer nichthierarchischen Kirche stilisiert.

Große Herausforderungen auf der einen Seite und große Verunsicherungen auf der anderen Seite – das Pfarramt hat es heute nicht leicht. Doch zeigt sich bei näherem Hinsehen schnell, dass sich die weit verbreitete Krisenstimmung in Bezug auf Sinn und Notwendigkeit des Pfarrberufs einer einseitigen Realitätswahrnehmung verdankt. Die vielfältigen Chancen des Pfarrberufs werden dabei ausgeblendet bzw. gar nicht erst wahrgenommen. Ich möchte Ihnen in meinem Vortrag zeigen, wie sich die Chancen und Grenzen des pastoralen Berufs aus berufstheoretischer Perspektive darstellen. Aus soziologischer Perspektive erscheint der Pfarrberuf als eine *Profession*. Er weist in seiner Struktur eine besondere Typik auf, die er mit anderen Professionen teilt. Diese besondere Berufstypik werde ich vorstellen. Auf ihrem Hintergrund beantworte ich dann die Frage, worin die Möglichkeiten und Grenzen pastoraler Kompetenz bestehen. Mein erster Abschnitt lautet daher „Was ist eine Pro-

fession?" und gibt den sozialen Ort des Pfarrberufs in der modernen Gesellschaft an. Danach gehe ich unter den Stichworten Interaktion und Sachthematik den beiden wesentlichen Bezugsgrößen einer Profession nach und erläutere in diesem Zusammenhang, was unter professioneller Kompetenz zu verstehen ist. Abschließend weise ich unter dem Stichwort „Überkomplexität“ auf die Grenzen pastoraler Kompetenz hin und deute Folgen für das berufliche Selbstverständnis von Pfarrerinnen und Pfarrern an.

1. Was ist eine Profession?

Mit dem Begriff der Profession sind historisch zunächst einmal bestimmte akademische Berufe gemeint, die mit der spätmittelalterlich-frühmodernen Gliederung der Universität identisch sind: Mediziner, Juristen und Theologen bilden die klassischen Professionen. Alle Professionen beziehen sich auf zentrale Fragen und Probleme menschlichen Lebens in der Gesellschaft wie Krankheit, Schuld und Seelenheil. Der Hauptgrund für die besondere Hervorhebung der Professionsberufe liegt in der besonderen gesellschaftlichen und kulturellen Relevanz dieser Thematiken. Professionen sind damit auf die Vermittlung von existentiell bedeutsamen Sachthematiken verpflichtet. Doch wie sehen die Bedingungen dieser professionellen Vermittlungspraxis in der modernen Gesellschaft aus?

Mit der Umstellung von der mittelalterlich-ständischen auf eine primär nach Funktionen differenzierte Gesellschaft in der Moderne veränderte sich die *Gesellschaftsstruktur* grundlegend. Individuen können nun nicht mehr korporativ, das heißt als „ganze“ Menschen Teil eines Sozialsystems sein. Das Leben spielt sich infolgedessen nicht mehr ausschließlich an einem Ort ab – in Familien, Zünften, Klöstern oder Handwerksbetrieben. Individuen nehmen in der modernen Gesellschaft vielmehr an vielen verschiedenen Funktionssystemen *gleichzeitig teil*. So partizipiert ein modernes Individuum beispielsweise als Kundin am Wirtschaftssystem, als Studentin am Bildungssystem, als Patientin am Medizinsystem, als Mutter am Familiensystem und als Kirchenmitglied am Religionssystem mehr oder weniger gleichzeitig bzw. nacheinander. Alle Funktionssysteme haben für die Teilnahme am jeweiligen Funktionssystem *Rollenasymme-*

trien ausdifferenziert. Eine Person kann demnach entweder über eine Leistungs- oder über eine Publikumsrolle an einem Funktionssystem teilnehmen.

Doch sieht man sich die Funktionssysteme genauer an, ergeben sich signifikante Unterschiede im Hinblick auf die spezifische Art und Weise, wie die einzelnen Funktionssysteme Menschen die Teilnahme an ihnen ermöglichen. Nur wenige Funktionssysteme haben dafür die aufwendige Form der professionellen Betreuung gewährt. Die wichtigsten Beispiele dafür sind Gesundheit, Erziehung, Recht und Religion. Das Besondere bei diesen Sozialsystemen ist, dass sie die interaktive Kommunikation und damit meine ich immer: die persönliche Begegnung von körperlich anwesenden Menschen voraussetzen.

Diese Grundbedingung der direkten Kommunikation unter Anwesenden ist in der modernen Gesellschaft nur eine von mehreren Möglichkeiten zu kommunizieren. Denn die nichtinteraktiven, massenmedialen Kommunikationsformen haben in den letzten Jahrzehnten explosionsartig zugenommen. Zwar kommen Interaktionen nach wie vor häufig vor – auch im Wirtschaftssystem, wenn an der Ladentheke das Geld abgezählt wird oder die Kundin persönlich bedient wird – aber der internationale Zahlungsverkehr kommt heute weitgehend ohne persönliche Begegnung aus. Auch Nachrichten werden heute in aller Regel nicht mehr persönlich übermittelt. Beim Theater, beim Konzert oder beim Fußballspiel wird in den meisten Fällen zwar die persönliche Anwesenheit des Publikums vorausgesetzt, aber gleichzeitig ist dort in der Regel keine wechselseitige Wahrnehmbarkeit und Ansprechbarkeit möglich. Anders ist dies beim Gottesdienst oder in der Schulklasse, bei denen das Kommunikationssystem überschaubar ist. Dort ist die Möglichkeit des persönlichen Angesprochenwerdens durch die Kontinuität der Teilnehmerschaft zusätzlich gesichert.

Professionen entstehen mithin nur in Funktionssystemen eines bestimmten Typs, nämlich in den Funktionssystemen, bei denen die *persönliche Anwesenheit* der Kommunikationsteilnehmerinnen und -teilnehmer unerlässlich ist. Die Professionen haben dort zugleich eine *Zentralstellung* inne. Sie repräsentieren gleichsam das ganze Funktionssystem. Dies erklärt, warum der Pfarrer und die Pfarrerin in den

EKD-Mitgliedschaftsbefragungen regelmäßig als *Schlüsselfigur* bezeichnet wird und ihm bzw. ihr als solche auch viel Achtung und Anerkennung zuteil wird. Diese Zentralstellung des Pfarrers bzw. der Pfarrerin ist keine Aufhebung des Allgemeinen Priestertums, wie immer wieder zu hören ist, sie ist vielmehr eine direkte Konsequenz aus der funktional differenzierten Gesellschaftsstruktur. Denn die moderne Gesellschaft ist auf Rollendifferenzierungen angewiesen, um in der unüberschaubaren, überkomplexen und vielfältig differenzierten gesellschaftlichen Umwelt klare Orientierung, Ansprechbarkeit und Erwartbarkeit zu gewährleisten. Durch Rollendifferenzierung wird die Barriere für die Teilnahme am Religionssystem mithin immens gesenkt. Denn anders als von einem beliebigen Kirchenmitglied kann eine evangelische Christin von ihrem Pfarrer begründet und *sicher* erwarten, dass er sich zuständig fühlt für ihre geistlichen Fragen, für die Taufe ihres Kindes oder die Konfirmation ihres Sohnes und dass er gleichzeitig die Gespräche und die Feier mit der nötigen Gediegenheit, Sachgerechtigkeit, Sorgfalt und Verantwortlichkeit durchführen wird.

Es ist die große Stärke der evangelischen Kirche, dass sie in besonders hohem Maß ehrenamtliche Führungsrollen entwickelt hat, die die Schärfe des Gegensatzes von beruflicher Leistungs- und nichtberuflicher Teilnehmerrolle abschwächen und das Bewußtsein dafür lebendig halten, dass es sich bei der Unterscheidung Pfarrer/Gemeindeglied lediglich um eine *funktionale* Differenzierung handelt. Der Pfarrer und die Pfarrerin ist deshalb zwar für viele, vor allem kirchenfernere Christinnen und Christen, eine Schlüsselfigur für den Kontakt zur Kirche. Das Gemeindeleben entwickelt darüber hinaus aber auch eine eigene Dynamik, die die Teilnahme an geistlicher Kommunikation auch unabhängig von einer Pfarrerin ermöglicht. Prinzipiell kann überall und jederzeit auch ohne professionelle Vermittlung über den Glauben kommuniziert werden. Darauf legten die Reformatoren mit der Lehre vom Allgemeinen Priestertum größten Wert. Der Unterschied besteht darin, dass man vom Pfarrer den Vollzug von Religion *sicher erwarten* kann, weil er dafür freigestellt ist. Höchst präzise formuliert Philipp Melancthon, dass die Verwaltung der Aufgaben des Predigtamtes „auf Einige übertragen [wurde],

damit es welche gäbe, die wüssten, dass sie die Aufgabe der Gemeinde *zwingend* ausführen müssen und denen sie ordnungsgemäß übergeben werden könnte, *wenn etwas anfallen würde.*“

Aus der soziologisch richtigen Beobachtung, dass der Pfarrer oder die Pfarrerin für die meisten Kirchenmitglieder eine Schlüsselfigur im Kontakt zur Kirche ist, wurde in den pastoraltheologischen Diskussionen der letzten Jahrzehnte weithin die Konsequenz gezogen, dass in der modernen Gesellschaft nicht mehr das Amt die Person trage, sondern vielmehr umgekehrt die Person nun das Amt tragen müsse. Auf diesem Hintergrund wurde Pfarrerinnen und Pfarrern die *Darstellung eigener Subjektivität* und *Betroffenheit* empfohlen. Die persönliche Authentizität der Pfarrerin wurde zum Kriterium pastoraler Berufstätigkeit und die Amtsführung des Pfarrers zum rein subjektiven Vorgang erhoben. Pfarrerinnen und Pfarrer wurden dazu genötigt, die Ressourcen für ihren Beruf primär in sich selbst zu suchen, statt auf reflektiertes theologisches Wissen und beruflich bewährtes Handwerkszeug zurückzugreifen. Identitätskrisen und „burnout“ schon nach wenigen Berufsjahren sind heute die Folge davon.

Die pastoralpsychologische Ausrichtung vieler Pfarr- und Predigerseminare hat diese problematische Entwicklung nicht selten verstärkt. Sie richtete die Aufmerksamkeit vieler Vikarinnen und Vikare ganz auf ihre individuelle Befindlichkeit und ermutigte sie, ihre eigenen Wünsche und Bedürfnisse ungehemmt zu kommunizieren. Doch die Ressourcen der Individualität sind begrenzt und die Enttäuschungslasten, die ein so unrealistisches und stark individualistisch geprägtes Amtsverständnis mit sich bringt, sind selbstredend groß.

Nicht zuletzt leiden die Gemeinden unter dieser Entwicklung. Sie werden von der Subjektivität des Pfarrers – und damit nicht selten von seinen Launen – abhängig. Sie fühlen sich dem persönlichen Frömmigkeitsstil der Pfarrerin, ihren Meinungen und Präferenzen hinsichtlich von Politik oder Moral mehr oder weniger ausgeliefert. Die unreflektierte Betonung von Authentizität und Individualität leistete auf diese Weise einer Pfarrherrlichkeit modernen Stils Vorschub und führte in nicht wenigen Gemeinden zu einem Verlust an Er-

wartungssicherheit und zu weitreichenden Verwerfungen und Vertrauensverlusten.

Das Grundproblem der Konzentration auf die Person des Pfarrers besteht darin, dass nicht erkannt und reflektiert wird, dass Personalität niemals individueller Besitz, sondern immer sozial verfasst und damit auf andere angewiesen ist. Keine Selbsterfahrung ist unmittelbar. So wie wir unser Gesicht immer nur im Spiegel betrachten können, können wir auch unser Selbst nur im Umgang mit anderen Menschen wahrnehmen – an Hand der sozialen Resonanz, die wir erfahren, der Erwartungen, die andere an uns richten und der Verpflichtungen, die sich daraus ergeben. Dies gilt für das Pfarramt in noch gesteigertem Maß. Die Konzentration auf die Subjektivität des Pfarrers bzw. der Pfarrerin hat deshalb paradoxerweise nicht nur zu einer Vernachlässigung von *Inhalten* geführt, sondern auch auf der *Beziehungsebene* viele Schäden angerichtet. Sie geht in erstaunlicher Naivität davon aus, dass individuelle Spontaneität und Authentizität genügt, um sich in der Heterogenität und Komplexität der vielfältigen Beziehungen eines Gemeindelebens zurechtzufinden.

Aus dieser Orientierungslosigkeit versucht die professionstheoretische Perspektive herauszuführen. Sie zeigt, dass Professionen darauf angewiesen sind, sich an zwei zentralen Bezugsgrößen zu orientieren – der *Sachthematik* und damit dem *Inhalt* der Kommunikation und der spezifischen *Form* ihrer Kommunikation, der *Interaktion*. Der pastorale Beruf ist als Profession mithin zu einem auf die Vermittlung christlicher Inhalte verpflichtet, hat dabei aber zugleich den besonderen Chancen und Tücken der Kommunikation unter Anwesenden Rechnung zu tragen.

2. Interaktion und kommunikative Kompetenz

Professionen haben mit *existentiellen* Situationen der Krankheit, der Schuld, der Erziehung, der Angst, der Trauer und des Glaubens zu tun. Diese existentiellen Thematiken setzen eine interaktive Begegnung für ihre Vermittlung voraus. Interaktion meint dabei im Anschluss an die Systemtheorie (Niklas Luhmanns) immer die *Kommunikation unter körperlich anwesenden Menschen* – also nicht die Kommunikation von Abwesenden für Ab-

wesende über das Telefon, über das Fernsehen, über e-mail, Internet oder das Massenmedium Schrift.

Die besonderen Chancen interaktiver Kommunikation haben unmittelbar mit *Wahrnehmungsprozessen* zu tun. Denn anders als beim Lesen eines Buches oder beim Telefonieren können sich Menschen in der persönlichen Begegnung *wechselseitig* beobachten. Durch Wahrnehmung herrschen bei persönlichen Kontakten einzigartige Informationsbedingungen. So strömt bei einem Hausbesuch eine Fülle von Informationen auf die Pfarrerin ein, die durch sprachliche Kommunikation nie eingeholt werden könnte. Die Pfarrerin sieht sofort, wie jemand lebt und sich einrichtet und kann Schlüsse über die besuchte Person und ihre Lebensverhältnisse ziehen. Umgekehrt nimmt aber auch die besuchte Jubilarin den Pfarrer wahr und beobachtet, wie er gekleidet ist, ob seine Schuhe geputzt sind oder nicht, ob er Körpergeruch hat, ob er sie freundlich und aufmerksam anschaut oder gestresst und nervös seine Hände reibt, auf die Uhr schaut oder abwesend aus dem Fenster blickt. Bei einem Telefonat kann all dies nicht beobachtet, höchstens vermutet werden. Bei der Kommunikation unter Anwesenden spielt das äußere *Erscheinungsbild*, spielen *Gestik* und *Mimik* mithin eine weithin unterschätzte Rolle. Sie signalisieren dem Gemeindeglied, ob die Pfarrerin vertrauenswürdig ist und ob sie bereit ist, durch ihr eigenes Auftreten dem Gemeindeglied Achtung und Respekt entgegenzubringen.

Aufgrund der vielfältigen Wahrnehmungsmöglichkeiten bei der Kommunikation unter Anwesenden ist eine *Intensität* der Kommunikation möglich, die mit anderen Kommunikationsformen nicht erreichbar ist. Die interaktive Kommunikation ist im Gegensatz zu massenmedialen Kommunikationsformen individuell, konkret und spezifisch und deshalb eine elementare Basis für die Bindung an die Kirche. Sie ist darüber hinaus in einem spezifischen Sinne „authentisch“. Das heißt, in einem Gottesdienst kann anders als im Fernsehen jeder und jede wahrnehmen, was tatsächlich geschieht. Anders als im Fernsehen oder im Internet stellt der Gottesdienst keine virtuelle und leicht manipulierbare Realität dar, sondern eine *sinnfällige, authentische und damit realistische Öffentlichkeit* (Michael Welker), in der

sich konkrete, körperlich präsente Menschen um das Wort Gottes herum versammeln. Dies macht die interaktive Kommunikation besonders eindrücklich, nachhaltig, anschaulich und vor allem *glaubwürdig*. Alle großen Theologen wussten intuitiv um den unschätzbaren Wert solch authentischer Kommunikation für die Kirche. So betont Martin Luther trotz seines virtuosen Umgangs mit Schrift und Druck, dass sich Gott vorzugsweise im mündlichen Wort mitteilt. Auch Friedrich Schleiermacher weist nachdrücklich darauf hin, dass der Glaube in der konkreten Versammlung der Gemeinde zirkuliert, belebt und gestärkt wird.

Auf dem Hintergrund dieser elementaren Stärken interaktiver Kommunikation wird zugleich deutlich, warum das lokale Umfeld, der *Nahbereich* der Ortsgemeinde, von so zentraler Bedeutung für das Leben der Kirche ist. Es ist das Wiedererkennen des Konkreten, der vertraute Ort, die heimatliche Kirche, das bekannte Gesicht, das viel überzeugender als jedes Rollenbild Vertrauen und Orientierung vermittelt und die *Erwartungsbildung* lenkt. Deshalb ist es von nicht zu unterschätzender Bedeutung, dass die Pfarrerin oder der Pfarrer in der Gemeinde vor Ort wohnt und lebt, dass man sich beim Einkaufen zufällig oder beiläufig treffen kann und die *Kontinuität* der einen pastoralen Berufsperson in vielen unterschiedlichen sozialen Kontexten erlebt.

Ein zentrales Element der Typik pastoral-professionellen Handelns ist mithin der direkte Kontakt, die persönliche Begegnung mit Menschen, die vor allem über Kontinuität und Steigtigkeit Vertrauen schafft und Verlässlichkeit garantiert. Jede direkte Kommunikation basiert dabei auf *gegenseitiger Anerkennung und Wertschätzung*. Jeder und jede ist darauf angewiesen, dass der oder die andere sich so verhält, dass das eigene Image und Selbstbild gewahrt oder gefördert wird. Erst auf dieser Grundlage ist es möglich, mit Gefühlen des Vertrauens und der Sicherheit zu reagieren und sich auf ein Gespräch oder eine Kooperation ohne Angst und Mißtrauen einzulassen. Viele elementare Verhaltensweisen, Achtungserweise und Höflichkeiten wie Begrüßungs- und Verabschiedungsformen dienen in diesem Sinn dazu, eine vertrauensvolle Atmosphäre zu schaffen. *Takt, Güte* und *soziale Geschicklichkeit* sind deshalb grundlegend für die kommunikative Kompetenz des Pfarrers und der

Pfarrerin. Taktvoll ist, wer aufmerksam und interessiert an der Selbstdarstellung anderer Menschen mitwirkt, wer Ausdrucksfehler übersieht und Störungen zu vermeiden oder zu ignorieren sucht. Taktvolles Verhalten hilft über spannungsvolle Momente in der Kommunikation hinweg und versucht, dem anderen Verlegenheit und Verwirrung zu ersparen. *Formen der Ehrerbietung* und des Taktes stellen mithin eine wichtige *Erleichterung* interaktiver und riskanter Kommunikation dar. Sie signalisieren dem Gegenüber, dass man bereit ist, an seinem Selbstbild konstruktiv mitzuarbeiten und sind insofern keineswegs inhaltsleer. Im Gegenteil: Takt und Höflichkeit sind von höchster Bedeutung für das Entstehen von Vertrauen.

Solche sozialen Mechanismen der wechselseitigen Verständigung entspringen nicht gleichsam naturwüchsig der Spontaneität und Subjektivität eines Individuums. Das Gelingen von Kommunikation, insbesondere unter Menschen, die sich nicht oder kaum kennen, ist viel zu unwahrscheinlich, als dass man die eigene Überzeugung und Individualität jederzeit bedingungs- und kontextlos kommunizieren könnte. Schleiermacher hat dies klar erkannt und deshalb eine Theorie des geselligen Betragens aufgestellt. Denn das gesellige Verhalten, das nicht nur sich selbst inszeniert und zur Darstellung bringt, sondern die Andersheit des Anderen würdigen kann und sich dadurch bereichern lässt, ist eine *Kunst*, die der Reflexion, Besonnenheit und der Übung bedarf.

Es ist deshalb für Pfarrerrinnen und Pfarrer unabdingbar, eine Sensibilität für die besonderen Chancen und Probleme interaktiver Kommunikation zu entwickeln und *Kunstregeln* für die vielen verschiedenen Begegnungssituationen und Kontaktsteuerungsmöglichkeiten des Gemeindelebens zu entwickeln. Nur auf diesem Wege können die *Chancen* und *Ressourcen* direkter Kommunikation gezielt ausgeschöpft werden und kann sich ein Pfarrer sozial gewandt inmitten der Komplexität des Gemeindelebens bewegen. Umgekehrt kann eine Pfarrerin, die die Tücken und Beschwierlichkeiten interaktiver Kommunikation reflektiert, mit den Belastungen und Risiken persönlicher Kommunikation besser umgehen und muß es sich nicht zwangsläufig selbst zurechnen, wenn eine Kommunikation misslingt. Kommunikation lässt sich durch taktvolles Ver-

halten zwar beeinflussen, aber nicht steuern. Interaktive Kommunikation bleibt immer risikant und versteht sich keineswegs von selbst.

3. Berufsethische Orientierung

Zur kommunikativ-professionellen Kompetenz des Pfarrers und der Pfarrerin gehören nicht nur Gesprächsregeln, sondern auch eine umsichtige *berufsethische Orientierung*. Denn Pfarrerrinnen und Pfarrer sind wie Ärzte, Richterinnen und Lehrer mit der Bewältigung kritischer Schwellen menschlicher Lebensführung und damit mit zentralen, existenziellen Fragen menschlicher Identität befasst. Alle kirchlichen Kasualien repräsentieren solch typisch professionelle Problemsituationen, in denen die sensible, umsichtige und professionelle Hilfe und Begleitung des Pfarrers bzw. der Pfarrerin gefragt ist. So begegnet die Pfarrerin bei einem Trauerfall in aller Regel Menschen, die sich angesichts ihrer Trauer hilflos fühlen und emotional aufgewühlt sind. Sie fühlen sich in bestimmter Hinsicht abhängig von der Pfarrerin, die für diese schwierige und existenzielle Situation Deutungsmuster zur Verfügung stellt, geistlichen Beistand gewährt und tröstend durch die Krise begleitet. Diese für die Betroffenen prekäre Situation macht einen besonderen *Schutz des Vertrauens* erforderlich.

Doch nicht nur bei den Kasualien, auch für die Gemeindegarbeit im Ganzen, in Verkündigung, Seelsorge und Unterricht, für die Zusammenarbeit im Kirchengemeinderat und im Mitarbeiterteam, ist eine vertrauensvolle Beziehung von Pfarrer/Pfarrerin und Gemeinde grundlegend. Durch Vertrauen erweitert sich der Handlungsspielraum eines Pfarrers oder einer Pfarrerin erheblich, ebenso wird er empfindlich eingeschränkt, wenn sich die Anzeichen des Misstrauens mehren. Vertrauen ist, um es mit Niklas Luhmann zu formulieren, die *komplexere Sozialordnung* und „die *Strategie mit der größeren Reichweite*.“ Dabei ist zu beachten, dass der Weg vom Vertrauen zum Misstrauen sehr kurz ist, während sich die Entwicklung von Misstrauen zu Vertrauen nur mühsam und langsam vollzieht.

Um das Vertrauensverhältnis von Professionellen und Professionslaien zu schützen, haben die Professionen *Professionsethiken* entwickelt. Im Pfarrberuf sind dabei insbesondere die Verpflichtung auf die Amtsverschwiegen-

heit und das Beichtgeheimnis zu nennen, die die uneingeschränkte Vertrauenswürdigkeit und absolute Verschwiegenheit in seelsorgerlichen und dienstlichen Angelegenheiten gewährleisten soll. Auch die Präsenz- und Residenzpflicht ist zu nennen, die die Kontinuität, Verlässlichkeit und vor allem Erreichbarkeit des Pfarrers bzw. der Pfarrerin in existenziellen Situationen sichern soll. Das Berufsethos führt dabei über den eigentlichen Arbeitskontext hinaus und erzeugt Bindungen für die gesamte Lebensführung. Es ist deshalb bei keiner Profession möglich, Person und Beruf, Freizeit und Arbeit strikt voneinander zu trennen.

Es ist unter Individualisierungsbedingungen für viele Pfarrerrinnen und Pfarrer nicht einfach, diese professionsethischen *Verhaltenszumutungen* zu akzeptieren. Insbesondere im Hinblick auf das Prinzip der *Erreichbarkeit* und der Beziehung von Privat- und Berufsleben zeichnet sich ein zunehmendes Abgrenzungsbedürfnis ab. Die Leistungsfähigkeit und die Vertrauenswürdigkeit der pastoralen Profession leidet jedoch empfindlich, wenn Pfarrerrinnen und Pfarrer nicht mehr bereit sind, professionsethische Verhaltenszumutungen wie Verlässlichkeit und Erreichbarkeit zu akzeptieren. Das Vertrauen der Gemeinde ist eine wesentliche Voraussetzung für die Wirkungsmöglichkeiten einer Pfarrerin. Eine Pfarrerin, die die professionsethischen Verhaltenszumutungen nicht beachtet und sich kontinuierlich über die Erwartungen der Gemeinde hinwegsetzt, muss deshalb damit rechnen, sich selbst die Grundlage für eine konstruktive und gedeihliche berufliche Tätigkeit zu entziehen. Professionsethische Verhaltenszumutungen sind insofern nicht vorschnell als Ausdruck einer anachronistischen, bürgerlich-konservativen Moral abzuqualifizieren, sondern zunächst und vor allem einmal als Ausdruck der hohen *Verantwortlichkeit* der Professionsberufe zu begreifen. Ihre Kehrseite ist der Schutz der Privilegien und der professionellen Autonomie von Pfarrerrinnen und Pfarrern. Die professionsethischen Verhaltenszumutungen schränken die individuellen Entfaltungsmöglichkeiten von Pfarrerrinnen und Pfarrern insofern nicht nur ein, sondern geben ihrer Individualität in Form einer weitreichenden professionellen Autonomie zugleich außergewöhnlich viel Raum.

Die wichtigsten Kriterien berufsethischen Verhaltens sind die professionelle *Sorgfalt*, die Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen und *verlässlich* für die Gemeinde da zu sein. Von dieser Kriterien her sind dann auch Korrekturen im Hinblick auf einzelne Leitvorstellungen der Lebensführung denkbar und nötig und gegenwärtig auch im Gange – insbesondere im Hinblick auf die Frage der Lebensformen im Pfarrhaus.

Wird der elementare Zusammenhang von Leistungsfähigkeit und Berufsethik, von autonomem Handlungsspielraum und Verhaltenszumutungen klar erkannt, fällt es vielen Pfarrerrinnen und Pfarrern leichter, die damit verbundenen Freiheitsverzichte und Verhaltenserwartungen zu akzeptieren. Die Akzeptanz professionsethischer Verhaltenszumutungen nimmt dabei nicht zufällig parallel zur kontinuierlich schlechteren Besoldung und Versorgung der Pfarrerrinnen und Pfarrer ab. Erweist sich der Arbeitgeber nicht mehr als verlässlich und vertrauenswürdig, fällt es auch in der eigenen Berufspraxis schwerer, dies zu sein. Viele pflichtbewusste Pastorinnen und Pastoren fühlen sich durch die Summe der Sparmaßnahmen darüber hinaus frustriert, demotiviert und mit ihrem hohen Engagement nicht angemessen gewürdigt. Nicht zuletzt führt der Zwang zur Stellenteilung vielerorts zur Selbstausbeutung von engagierten Pfarrerrinnen und Pfarrern. Die Sparpolitik der Landeskirchen sollte deshalb auch in ihren mittel- und langfristigen *pastoralethischen Folgen* bedacht werden.

Die besonderen Verhaltenszumutungen im Pfarrberuf entsprechen der besonderen Problemtypik professioneller Arbeit, die sie von anderen beruflichen Tätigkeiten wie zum Beispiel der Herstellung und dem Verkauf von Autos unterscheidet. Die Pfarrerin ist wie die Ärztin und die Lehrerin in verantwortlicher Weise an die persönliche Begegnung mit Menschen in existenziellen Situationen gekoppelt. Es geht beim Pfarrberuf insofern nicht um eine vorbildhafte Lebensführung *per se*. Der protestantische Geistliche besitzt keinen „charakter indelebilis“, keine höhere Qualität als geistliche Person. Die Erwartung einer vorbildlichen christlichen Lebensführung oder doch wenigstens einer Lebensführung, die nicht als radikale Gegenpredigt zur Sonntagspredigt verstanden werden muss (Horst Hirschler), be-

zieht sich lediglich auf das für eine wirksame Berufsausübung erforderliche Vertrauen der Gemeinde. Dieses Vertrauensverhältnis ist bei identitätsrelevanten religiösen Fragen nicht weniger prekär als bei Fragen von Krankheit und Schuld. Deshalb sind professionelle Pfarrerrinnen und Pfarrer in besonders hohem Maß darauf angewiesen, mit ihrem *wahrnehmbaren* Erscheinungsbild die Glaubwürdigkeit der von ihnen repräsentierten Sachthematik zu unterstützen und damit den *faktischen* Beziehungen von privater und öffentlicher Person Rechnung zu tragen. Es ist Teil ihrer professionellen Kompetenz, die Implikationen ihres wahrnehmbaren Handelns für ihren Beruf zu reflektieren, ihre individuelle Innenperspektive von der beruflichen Außenperspektive auf ihr Tun und Handeln unterscheiden und Beruf und Leben, Person und Amt sensibel und konstruktiv aufeinander beziehen zu können.

4. Sachthematik und theologische Kompetenz

Evangelische Pfarrerrinnen und Pfarrer werden mit der *Ordination* auf die evangelische Sachthematik verpflichtet. Es ist ihre Aufgabe, in und mit ihrem Amt „das Evangelium von Jesus Christus, wie es in der Heiligen Schrift gegeben und in den Bekenntnissen der Reformation bezeugt ist“ (Ordinationsversprechen), zu verkündigen und in Seelsorge, Unterricht und Gottesdienst weiterzugeben. Die Evangeliumsverkündigung ist die Mitte des parramtlichen Dienstes. Freiheit und Bindung des Pfarrdienstes sind entsprechend durch die Evangeliumsverkündigung, durch Schrift und Bekenntnis, bestimmt.

Nicht zuletzt auf dem Hintergrund dieser augenfälligen Dominanz spezifischer Inhalte entspricht der evangelische Pfarrberuf der Typik der Professionsberufe. Es ist die spezifische Funktion der Professionen in der modernen Gesellschaft, kulturell anspruchsvolle und identitätsrelevante Sachthematiken zu vermitteln. Der Arzt versucht dabei zur Gesundheit zu verhelfen, die Richterin zum Recht und der Pfarrer und die Pfarrerin zum Glauben. Konkret bedeutet dies im evangelischen Kontext, dass das *Wort Gottes* im Mittelpunkt des pastoralen Dienstes steht. Pfarrerrinnen und Pfarrer verkennen deshalb die Professionalität ihres Berufes, wenn sie sich als „professionelle Nachbarn“ (Ernst Lange) auf die Pflege von

Kontakten oder die Selbstdarstellung ihrer Subjektivität beschränken. Denn nur durch die sachgerechte und verständliche Vermittlung und Erschließung der biblisch-christlichen Traditionen und des gelebten christlichen Glaubens heute erfüllen Pfarrerinnen und Pfarrer ihre gesamtgesellschaftliche Funktion. Nur so tragen sie zur Strukturänderung und zum Strukturwandel der Identität von Individuen und Gemeinschaften bei.

Der Ägyptologe Jan Assmann hat in seiner Studie zum *kulturellen Gedächtnis* diesen Zusammenhang zwischen Kultur und Religion eindrucksvoll entfaltet. Das kulturelle Gedächtnis vergegenwärtigt Geschichten mit normativer und formativer Kraft, es hält prägende Erfahrungen, Erinnerungen und Erwartungen wach, die Hoffnung stiften und zu einer reich differenzierten Identitätsbildung von Menschen und Gemeinschaften beitragen. Die Pflege des kulturellen Gedächtnisses ist unmittelbar auf Religion angewiesen. Die biblisch-christlichen Erzählungen und Traditionen wirken zwar fremd in der eigenen Gegenwart, halten aber gerade dadurch Ungleichzeitigkeit aufrecht und ermöglichen eine Distanz vom Absolutismus der Gegenwart. Dies ist nicht zuletzt in unserer kurzlebigen Mediengesellschaft von Bedeutung, die nur auf das Heute konzentriert ist und jede Distanz zu sich selbst zu verlieren droht.

Indem Pfarrerinnen und Pfarrer an die fundierenden Erzählungen des christlichen Glaubens erinnern, sie gemeinsam mit anderen Christinnen und Christen in Gottesdienst, Seelsorge und Unterricht auslegen und vergegenwärtigen und im Abendmahl rituell und sinnfällig feiern, dienen sie der lebendigen Pflege des kulturellen Gedächtnisses. Sie wirken dem Vergessen der Christusgeschichte in der Moderne entgegen und relativieren in kontrapräsentischer Erinnerung an Jesus Christus „den gegenwärtigen Ort durch Vergegenwärtigung eines anderen Ortes“ (Jan Assmann). Pfarrerinnen und Pfarrer leisten damit einen fundamentalen Beitrag zur gegenwärtigen Kultur.

Die biblischen Texte und christlichen Traditionen, auf die sich die Verkündigung von Pfarrerinnen und Pfarrern beziehen, sind aufgrund ihres hohen Alters nicht unmittelbar zugänglich. Sie repräsentieren eine andere Zeit, eine andere Kultur, andere Wirklichkeitserfah-

ungen und Sprachformen. Um die Distanz zu den Ursprungstraditionen des christlichen Glaubens abzubauen zu können, ist deshalb eine anspruchsvolle wissenschaftliche Bildung unabdingbar. Schon die Reformatoren wussten, dass sich Schrift und Bekenntnis in ihrer Komplexität und Differenziertheit nicht von selbst verstehen, sondern der intensiven wissenschaftlichen Bildung bedürfen. Deshalb hat die reformatorische Kirche eine gründliche und differenzierte Auseinandersetzung mit der biblisch-christlichen Tradition zur Voraussetzung des Pfarrberufs gemacht und mit diesem hohen Bildungsanspruch zugleich stillbindend auf die anderen Professionen gewirkt.

Seit der Reformation sind die Ansprüche an die Bildung von Pfarrerinnen und Pfarrern noch einmal erheblich gestiegen. Der religiöse Analphabetismus und die religiöse Kenntnisarmut, der Pluralismus der Weltanschauungen und die vielfältige Infragestellung der christlichen Botschaft stellen große Herausforderungen für die Verkündigungspraxis von Pfarrerinnen und Pfarrern dar. Die theologische Ausbildung ist entsprechend gefordert, in ihrer Funktion auf diese Verkündigungspraxis und ihre gegenwärtigen Problemstellungen bezogen zu sein. Sie muß dabei sowohl eine kritische Diagnose unserer kulturellen Entwicklungen als auch eine theologisch differenzierte Antwort auf die damit gegebenen Herausforderungen zu vermitteln suchen.

Die theologische Kompetenz von Pfarrerinnen und Pfarrern ist im differenzierten Umgang mit den Traditionen, Symbolen und Riten des christlichen Glaubens und in der Auseinandersetzung mit aktuellen kulturellen Strömungen gefragt – und dies sowohl bei Kirchnahen als auch bei Kirchenfernen, in der Kasualpraxis und im Gottesdienst, im Konfirmandenunterricht und in der Seelsorge. Professionssoziologisch formuliert geht es darum, eine *Distanzüberbrückung* in bezug auf die evangelische Sachthematik zu erreichen und damit schwierige christliche Zentralthemen wie Kreuz und Auferstehung oder die Bedeutung von Taufe und Abendmahl plausibel und sachgerecht darstellen und entfalten zu können. Zur pastoralen Kompetenz gehört darüber hinaus eine Sensibilität für die kulturelle Dimension des Gottesdienstes, eine Vertrautheit im Umgang mit den vielfältigen Formen christlicher Frömmigkeitspraxis und die Fähig-

keit, die vielen verschiedenen Sprachformen christlicher Glaubenspraxis unterscheiden und differenziert anwenden zu können. Immer geht es dem und der Professionellen dabei darum, der Sache des Evangeliums zu dienen, das die Menschen erneuert und verändert, tröstet und stärkt.

5. Überkomplexität

Die pastorale Kompetenz des Pfarrers und der Pfarrerin besteht aus zwei Elementen, aus der kommunikativ-ethischen und aus der inhaltlichen, im engeren Sinn theologischen Kompetenz. Beide Grundkompetenzen dienen der Verkündigung des Evangeliums und haben das Ziel, den Lauf des Wortes Gottes zu fördern und Menschen im Licht des christlichen Wirklichkeitsverständnisses zu begleiten. Ohne theologische Kompetenz fehlt die differenzierte Darstellungsfähigkeit der zu vermittelnden Inhalte, ohne die Kompetenz zur interaktiven Kommunikation fehlt das Vertrauen der Gemeinde und damit die Grundvoraussetzung für eine gedeihliche und wirksame Verkündigungs- und Seelsorgepraxis.

Es ist unbestreitbar, dass im Hinblick auf die so bestimmte pastorale Kompetenz viel gelernt werden kann. Die theologische Kompetenz wird dabei vor allem im Studium erworben und im ersten theologischen Examen geprüft. Die kommunikativen und berufsethischen Kompetenzen, also die Fähigkeit, sich in andere einzudenken und sich zugleich distanzieren zu können, glaubwürdig und verlässlich, verantwortungsvoll und sorgfältig zu sein, wären vor allem Gegenstand der zweiten Ausbildungsphase. Doch liegen die Grenzen der Überprüfbarkeit und Lernbarkeit solcher berufsethischer Verhaltenserwartungen auf der Hand.

Dies führt mich zu einer letzten Überlegung im Rahmen dieses Vortrags. So wichtig die wissenschaftliche und berufsbegleitende Bildung ist, so deutlich ist gleichzeitig zu betonen, dass Wissen nur begrenzt Orientierung und Sicherheit für den Pfarrerberuf bieten kann. Denn die Situationen, in denen der Professionelle handelt, sind prinzipiell *überkomplex*. Dies gilt für alle Professionen, nicht nur für den Pfarrerberuf. Alle Professionen sind typischerweise durch *Technologiedefizite* geprägt und mit Ungewissenshorizonten belastet. Bei jeder Entscheidung bleiben unvermeidlich bestimmte

Gesichtspunkte unberücksichtigt. Die Pfarrerin weiß wie der Arzt häufig zu wenig und muß doch entscheiden. Außerdem ist es unmöglich, das angeeignete Wissen einfach und direkt anzuwenden. Selbst bei einer ideal gedachten Wissenslage ist es oft nicht möglich zu wissen, welche Entscheidung sich im nachhinein als die richtige erweisen wird.

Die Überkomplexität pastoraler Arbeit liegt nicht zuletzt darin begründet, dass die ohnehin sehr anspruchsvolle Vermittlung existentieller Inhalte in Seelsorge, Gottesdienst und Unterricht auf Individuen mit sehr unterschiedlichen Erwartungsprofilen und existentiellen Problem- und Lebenslagen stößt. Jede berufliche Situation und jede Person ist mehr oder weniger anders. Was sich im einen Fall besonders bewährte, kann sich beim nächsten Fall als genau die falsche Strategie erweisen – zum Beispiel das Sprechen eines Gebets in einem Seelsorgegespräch. Die berufliche Arbeit des Pfarrers und der Pfarrerin kann deshalb nicht völlig standardisiert werden, sondern bedarf der Intuition und des Talentbesitzes. Die konkrete Anwendung einer professionellen Kunstregel muss deshalb in jeder individuellen Situation und Begegnung neu ausgemittelt, erahnt und erprobt werden. Die pastoralen Kunstregeln tragen demzufolge „immer etwas unbestimmtes an sich“, wie Schleiermacher treffend formulierte.

Doch selbst die gebildetste und intuitivste Pfarrerin kann nicht alles wissen, nicht alle relevanten Faktoren erkennen oder erspüren. Sie ist bei einem Trauergespräch auf die Informationen angewiesen, die ihr gegeben werden. Sind diese beschönigend oder unwahr, hat sie kaum eine Chance, mit ihrer Traueransprache eine positive Resonanz auszulösen. Es ist darüber hinaus grundsätzlich nicht möglich, den Erfolg der eigenen Verkündigung zu steuern. Gerade in der individualisierten und pluralisierten Gesellschaft der Gegenwart ist es ungemein schwierig, den Glauben in einer Predigt so darzustellen und mitzuteilen, dass eine für alle heilsame Erbauung erreicht wird. So versammeln sich im Gottesdienst alte Menschen und pubertierende Konfirmandinnen und Konfirmanden, Gebildete und weniger Gebildete, traditional orientierte und individualisierte Menschen, volkskirchlich distanzierte und religiös stark engagierte Mitglieder.

Die Überkomplexität professioneller Berufssituationen bedeutet mithin, dass ein gewisses Maß an *Ungewissheit*, das Gefühl des Nicht-Genügens und auch des *Überfordertseins* in bestimmter Hinsicht berufsbedingt und damit „ganz normal“ für den Pfarrberuf ist und kein Anlass zur Klage ob der Unmöglichkeit der eigenen Berufsrolle und auch kein Grund zu dauernder Selbstinfragestellung. Das Problem der Überkomplexität ist durch noch mehr Wissen oder Zusatzqualifikationen aller Art auch nicht prinzipiell zu beheben. Zusatzqualifikationen mögen hier und da hilfreich sein, neigen aber gleichzeitig dazu, durch ihre eigene Spezialisierung neue Blindheiten zu erzeugen. Es gehört deshalb zur Professionalität von Pfarrerinnen und Pfarrern, mit der mangelnden Technisierbarkeit ihrer Arbeit, mit der eingeschränkten Handlungssicherheit und den Mehrdeutigkeiten in ihrem Beruf leben zu lernen, um auf diesem Hintergrund dann verantwortungsbewusst und sorgfältig ihre Entscheidungen zu treffen.

Es kann Pfarrerinnen und Pfarrer entlasten, um die Überkomplexität ihrer beruflichen Aufgaben zu wissen und damit den Grund für das Gefühl des Überfordertseins nicht sich selbst zuschreiben zu müssen, sofern nicht eindeutige Signale aus der Umwelt genau dies nahelegen.

Auf dem Hintergrund der Überkomplexität professioneller Arbeit wird noch einmal besonders deutlich, weshalb das *Vertrauen* und die *Glaubwürdigkeit* des Pfarrers und der Pfarrerin von so grundlegender Bedeutung für die pastorale Profession ist. Die entscheidende Orientierung in überkomplexen Situationen ist nur durch Vertrauen möglich – in bezug auf die ärztliche Kunst leuchtet dies unmittelbar ein. Wirkt ein Pfarrer oder eine Pfarrerin in seiner oder ihrer Berufsausübung gediegen, glaubwürdig und verlässlich, kann dadurch mangelnde theologische Bildung oder mangelnder Charme im Umgang mit anderen Menschen in erstaunlich hohem Maß kompensiert werden.

Die Überkomplexität pastoraler Arbeit weist Pfarrerinnen und Pfarrer schmerzlich und entlastend zugleich auf die *Grenzen* ihrer individuellen Gestaltungs- und Steuerungsmöglichkeiten hin. Entlastend ist die Selbstrelativierung, weil sie zur kreativen Unterbrechung, zum Loslassen und insbesondere zu einer Ge-

lassenheit ermutigt, die in allem Tun und Lassen dem Wirken des Geistes und der Treue Gottes vertraut. Schmerzlich ist es, vor Augen geführt zu bekommen, dass selbst eine hohes Engagement und eine theologisch kompetente und professionell-sorgfältige Amtsausübung nicht unbedingt zu den erhofften und erwünschten Folgen führt. Es ist dabei einfacher, durch mangelnde Kompetenz und Vertrauenswürdigkeit eine Gemeinde zu lähmen und in die Agonie zu treiben, als umgekehrt durch brillante Predigten, kommunikative Gewandtheit und berufsethische Vertrauenswürdigkeit einen Gemeindeaufbau zu provozieren. Auch in diesem Zusammenhang ist die höhere soziale Ordnung das Unwahrscheinlichere. Es ist professionstheoretisch deshalb völlig sachgemäß, es dem Wirken des Geistes zuzuschreiben, wenn auf der Grundlage der von einem Pfarrer oder einer Pfarrerin ausgehenden Impulse eine Gemeinde anfängt zu blühen und zu gedeihen.

Mit dem Wissen um die Überkomplexität ihrer beruflichen Aufgaben sind Pfarrerinnen und Pfarrer herausgefordert, das Evangelium nach allen Regeln der Kunst zu vermitteln, die Grenzen ihrer Leitungskompetenz und ihrer persönlichen Ausstrahlungskraft realistisch einzuschätzen und bei all ihrem Tun gelassen dem Wirken des Geistes zu vertrauen. Martin Luther brachte beides, äußerste Anstrengungen für das Wort Gottes und zugleich ein gelassenes und rezeptives Vertrauen auf dessen Selbstwirksamkeit, in vortrefflicher Weise auf den Punkt: „[...] ich hab allein gottes wort getrieben, geprediget und geschrieben, sonst hab ich nichts gethan. Das hat, wenn ich geschlafen han, wenn ich wittenbergisch bier mit meynem Phillipc und Amßdorff getruncken hab, also vil gethan [...]. Ich hab nichts gethan, das wort hatt es alles gehandelt und außgerichtet.“

¹ Vortrag auf dem Pfarrtag von Kurhessen-Waldeck am 20.9.2000 in Baunatal. Eine leicht veränderte und gekürzte, jedoch um Anmerkungen und Literaturnachweise ergänzte Fassung dieses Textes ist unter dem Titel „Pastorale Kompetenz“ abgedruckt im Dezemberheft der Zeitschrift *Pastoraltheologie*, Jg. 2000.

(PD Dr. Isolde Karle, Gänsheidestraße 29,
70184 Stuttgart)